



»Die schönste Geschichte der Welt«

Ulrike Müller

Johann Peter Hebel *Unverhofftes Wiedersehen*

In Falun in Schweden küsste vor guten fünfzig Jahren und mehr ein junger Bergmann seine junge hübsche Braut und sagte zu ihr: »Auf Sankt Luciä wird unsere Liebe von des Priesters Hand gesegnet. Dann sind wir Mann und Weib, und bauen uns ein eigenes Nestlein.« »Und Friede und Liebe soll darin wohnen«, sagte die schöne Braut mit holdem Lächeln, »denn du bist mein einziges und alles, und ohne dich möchte ich lieber im Grab sein, als an einem andern Ort.«

Als sie aber vor St. Luciä der Pfarrer zum zweiten mal in der Kirche ausgerufen hatte: So nun jemand Hindernis wüsste anzuzeigen, warum diese Personen nicht möchten ehelich zusammenkommen – da meldete sich der Tod. Denn als der Jüngling den andern Morgen in seiner schwarzen Bergmanns Kleidung an ihrem Haus vorbeiging, der Bergmann hat sein Totenkleid immer an, da klopfte er zwar noch einmal an ihrem Fenster, und sagte ihr guten Morgen, aber keinen guten Abend mehr. Er kam nimmer aus dem Bergwerk zurück, und sie säumte vergeblich selbigen Morgen ein schwarzes Halstuch mit rotem Rand für ihn zum Hochzeittag, sondern als er nimmer

kam, legte sie es weg und weinte um ihn und vergaß ihn nie.

Unterdessen wurde die Stadt Lissabon in Portugal durch ein Erdbeben zerstört, und der Siebenjährige Krieg ging vorüber, und Kaiser Franz der Erste starb, und der Jesuitenorden wurde aufgehoben und Polen geteilt, und die Kaiserin Maria Theresia starb, und der Struensee wurde hingerichtet, Amerika wurde frei, und die vereinigte französische und spanische Macht konnte Gibraltar nicht erobern. Die Türken schlossen den General Stein in der Veteraner Höhle in Ungarn ein, und der Kaiser Joseph starb auch. Der König Gustav von Schweden eroberte russisch Finnland, und die Französische Revolution und der lange Krieg fing an, und der Kaiser Leopold der Zweite ging auch ins Grab. Napoleon eroberte Preußen, und die Engländer bombardierten Kopenhagen, und die Ackerleute säten und schnitten. Der Müller mahlte, und die Schmiede hämmerten, und die Bergleute gruben nach den Metalladern in ihrer unterirdischen Werkstatt.

Als aber die Bergleute in Falun im Jahr 1809 etwas vor oder nach Johannis zwischen zwei Schachten eine Öffnung

durchgraben wollten, gute dreihundert Ellen tief unter dem Boden, gruben sie aus dem Schutt und Vitriolwasser den Leichnam eines Jünglings heraus, der ganz mit Eisenvitriol durchdrungen, sonst aber unverwest und unverändert war; also dass man seine Gesichtszüge und sein Alter noch völlig erkennen konnte, als wenn er erst vor einer Stunde gestorben, oder ein wenig eingeschlafen wäre, an der Arbeit.

Als man ihn aber zu Tag ausgefördert hatte, Vater und Mutter, Freunde und Bekannte waren schon lange tot, kein Mensch wollte den schlafenden Jüngling kennen oder etwas von seinem Unglück wissen, bis die ehemalige Verlobte des Bergmanns kam, der eines Tages auf die Schicht gegangen war und nimmer zurückkehrte. Grau und zusammengeschrumpft kam sie an einer Krücke an den Platz und erkannte ihren Bräutigam; und mehr mit freudigem Entzücken als mit Schmerz sank sie auf die geliebte Leiche nieder, und erst als sie sich von einer langen heftigen Bewegung des Gemüts erholt hatte: »Es ist mein Verlobter,« sagte sie endlich, »um den ich fünfzig Jahre lang getrauert hatte, und den mich Gott noch einmal sehen läßt vor meinem Ende. Acht Tage vor der Hochzeit ist er unter die Erde gegangen und nimmer heraufgekommen.«

Da wurden die Gemüter aller Umstehenden von Wehmut und Tränen ergriffen, als sie sahen die ehemalige Braut jetzt in der Gestalt des hingewelkten kraftlosen Alters und den Bräutigam noch in seiner jugendlichen Schöne, und wie in ihrer Brust nach 50 Jahren die Flamme der jugendlichen Liebe noch einmal erwachte; aber er öffnete den Mund nimmer zum Lächeln oder die Augen zum Wiedererkennen; und wie sie ihn endlich von den Bergleuten in ihr Stüblein tragen ließ, als die einzige, die ihm angehöre, und ein Recht an ihm habe, bis sein Grab gerüstet sei auf dem Kirchhof.

Den andern Tag, als das Grab gerüstet war auf dem Kirchhof und ihn die Bergleute holten, schloss sie ein Kästlein auf, legte sie ihm das schwarzseidene Halstuch mit roten Streifen um, und begleitete ihn alsdann in ihrem Sonntagsgewand, als wenn es ihr Hochzeittag und nicht der Tag seiner Beerdigung wäre. Denn als man ihn auf dem Kirchhof ins Grab legte, sagte sie: »Schlafe nun wohl, noch einen Tag oder zehn im kühlen Hochzeitbett, und lass dir die Zeit nicht lange werden. Ich habe nur noch wenig zu tun, und komme bald, und bald wird's wieder Tag. – Was die Erde einmal wiedergegeben hat, wird sie zum zweiten mal auch nicht behalten,« sagte sie, als sie fort ging, und noch einmal umschaute.

Griffige Schlagzeilen und ungewöhnliche Titelgeschichten waren schon der Presse des 18. und 19. Jahrhunderts willkommen. So förderte man immer wieder neue Details eines Vorfalles zutage, der sich in manchem mit unserer Geschichte vom Gletschermann Ötzi vergleichen lässt.

Im Dezember 1719 stießen Bergarbeiter bei Grabungen in der Kupfermine von Falun auf den Leichnam eines Mannes. Äußerlich schien er völlig unversehrt. Das Fleisch und die Haut des Mannes hatten sich aber in eine hornartige Masse verwandelt. Das stellten sie mit einer Messerklinge fest, mit der sie ihn anritzten. Nachforschungen ergaben, dass dieser Bergmann vor fast 50 Jahren allein in die Grube eingefahren, seitdem vermisst und ohne Zweifel durch einen Einsturz ums Leben gekommen sei. Die medizinische Fakultät Uppsala verlangte ihn für wissenschaftliche Untersuchungen. Die Gemeinschaft der Bergarbeiter wollte ihn jedoch nicht herausrücken. Schließlich tauchte die alte Verlobte auf, machte ihr Recht auf ihn geltend und verkaufte ihn für die höchste Summe, die sie erhalten konnte. Es waren 500 Taler. Der Leichnam wurde zur Konservierung unter Glas gelegt, zerfiel jedoch schnell zu einer Art von Asche und wurde 1749, also 30 Jahre nach seinem Auffinden bestattet.

Im Jahr 1809 schrieb die Zeitschrift *Jason* einen Autorenwettbewerb aus. Diese Geschichte sollte in eine ansprechende literarische Form gebracht werden. Die gruseligen Einzelheiten waren auf dem Weg der Überlieferung schon weniger geworden. Die Aufgabenstellung legte inhaltlich das Motto »Liebe an der Grenzscheide des Todes und Lebens« nahe. Es wurden einige poetische Bearbeitungen eingereicht. So auch die vorliegende Version von Johann Peter Hebel. Sie erschien unter dem Titel »Unverhofftes Wie-

dersehen« erstmals im Kalender auf das Jahr 1811 im Rheinischen Hausfreund.

Wie hat sich Hebel diesen Stoff nun schöpferisch angeeignet? Er übernahm die Szene des Wiedersehens zwischen der alt gewordenen ehemaligen Verlobten und dem Verschütteten als einzige Situation. Und er beachtete das nahe liegende Motto von Liebe an der Grenzscheide des Todes und Lebens. Zeitlich entfaltet er die Geschichte der Brautleute in deren Vergangenheit. Er berücksichtigt auch die Zeit, welche der gewaltsamen Trennung folgte. Die Gegenwart erweitert er um ein erneutes Abschiednehmen, das aber in die Zukunft weist. Mit anderen Worten: er komponiert die Erzählung klar durch, lässt auf die Eingangspassage mit Heiratsversprechen und überraschendem Tod zuerst eine fünfzig Jahre raffende Geschichtspassage folgen, dann das unverhoffte Wiedersehen und schließlich den Abschied am Grab. Diese deutlich voneinander abgehobenen Abschnitte bezieht er aufeinander mit vor- und zurückweisenden Motiven, kontrastiert sie, verwebt sie und lässt so bleibende Bedeutung entstehen, ohne dass er sie deutlich benennen muss. z.B. redet die Braut schon im ersten Abschnitt vom Grab, an dem sie erst im letzten Abschnitt stehen wird. Oder sie säumt im zweiten Abschnitt ein schwarzseidenes Halstuch, das sie nach dem Tod des Bräutigams weglegt, um es dann aber im letzten Abschnitt nach 50 Jahren wieder aus dem Kästchen zu holen und es ihm umzulegen.

So wurde aus der kuriosen, grausigen oder auch rührenden »einzigsten Situation« dieses »seltnen Paares« eine über einen langen Zeitraum reichende Geschichte. Sie führt den Leser von zukunftssicherer Liebe über Trennungsschmerz, halbes Vergessen und erneutes Aufflammen von Liebe und Schmerz.

Schließlich geleitet sie zu einem tröstlichem Abschied mit hoffnungsvollem Ausblick.

Eine psychoanalytisch ausgerichtete Deutung vermutet, dass Hebel so viel Sorgfalt in die Abfassung des unverhofften Wiedersehens gelegt hat, weil er damit sein eigenes Lebenstrauma bearbeiten konnte. Das sei der Verlust seiner Mutter gewesen, die ihn mit 14 Jahren als Waise zurückgelassen hatte. Und auch das Publikum würde durch diese Geschichte schmerzhaft an eigene Trennungen erinnert und zugleich beglückend Aufhebung von Trennung erfahren. Dies gelingt der Erzählung, weil sie unsere Trennungs- und Vereinigungsphantasien so organisiert, dass wir sie zulassen, uns ihnen angstfrei hingeben und sie genießen können.

Die Erzählung kommt in dem von Hebel gepflegten Plauderton daher, der nur auf den ersten Blick naiv erscheint. Er selbst wusste darum, dass die Einfachheit seiner Sprache eine hoch reflektierte und nicht eine naiv-unmittelbare ist, sondern eine anzustrebende Kunstform. So schrieb er einmal über seine Arbeit am Kalender: »So leicht alles hingegossen scheint, so gehört bekanntlich viel mehr dazu etwas zu schreiben, dem man die Kunst und den Fleiß nicht ansieht, als etwas, dem man sie ansieht und das in der nemlichen Form um den Beyfall der Gebildetsten zugleich und der Ungebildetsten ringt.«

Der Erzähler und Kalendermacher Hebel war nicht zuletzt auch ein Kirchenmann und in seinem Denken und Schreiben ganz von biblischen Vorstellungen und Gedankengut durchdrungen. Ebenso waren zur Zeit Hebels die heilige Schrift, der Katechismus, das Gesangbuch und der Kalender auch Gegenstand der Lektüre des »einfachen« Menschen. Assoziationen aus dieser Art von Lektüre lagen den Menschen damals viel näher als uns heute. Die biblischen Anklänge und Texte

waren ihnen durch das Unverhoffte Wiedersehen lesbar. Aber auch aus den bekannten biblischen Grundlagen ergaben sich Leserperspektiven für das Unverhoffte Wiedersehen.

Hebel bibliisiert, theologisiert, christianisiert seine Vorlage. Die biblische Sprache wird zum tragenden Fundament des Geschehens, so dass Hebel-Ton und Bibel-Ton nicht voneinander zu trennen sind.

Hebel nimmt die Geschichte zum Anlass, seinen Lesern etwas von den letzten Dingen nahe zubringen. Was wird sein am Ende unseres Lebens, am Ende der Welt? Anders gesagt: er entfaltet ein eschatologisch-apokalyptisches Szenario. Wirksam setzt er hier vor allem seine Kunst ein, Aufmerksamkeit und Gefühle unaufdringlich zu lenken. Ein gutes Beispiel dafür ist der erste Abschnitt unserer Geschichte.

Eigentlich ist es in der deutschen Sprache üblich, zunächst die Zeitangabe und danach die Ortsangabe zu nennen. Diese Regel wird hier absichtsvoll durchbrochen. Es heißt also nicht: Vor guten fünfzig Jahren und mehr küsste ein junger Bergmann in Falun in Schweden seine junge hübsche Braut. Sondern durch Umstellungen im Satzbau formuliert Hebel viel fließender klingend: In Falun in Schweden küsste vor guten fünfzig Jahren und mehr ein junger Bergmann seine junge hübsche Braut. Dadurch tritt das Verb »küsste« stark in den Vordergrund, und die direkte Abfolge der männlichen und der weiblichen Hauptpersonen – ein junger Bergmann seine junge hübsche Braut – lässt das unverbrüchliche Zusammengehören der beiden Liebenden schon im Satzbau sichtbar werden. Die dem Bergmann zugeschriebene Eigenschaft »jung«, wird im Bezug auf die Braut wiederholt. Diese zwei Dinge verbinden also die beiden: ihre Liebe und ihre Jugend. Kunstvoll ist es, wie der Text »des

Priesters Hand« exemplarisch – als pars pro toto – für die ganze Zeremonie der Trauung in das Blickfeld rückt. Kunstvoll aber auch, wie die beiden Teile des Dialogs auf die beiden zukünftigen Partner verteilt sind, jedoch fließend ineinander übergehen. So führt die Braut die Rede des Bräutigams gleitend weiter. »Dann bauen wir unser eigenes Nestlein« sagt der Mann. Die Frau fällt ein: »Und Friede und Liebe soll darin wohnen.«

Der göttliche Segen erscheint als Voraussetzung für das Zusammensein als Mann und Frau. Damit spielt Hebel an auf die Erzählung der Schöpfungsgeschichte und die charakteristische Formulierung und »er schuf sie als Mann und Frau« (Gen 1,27 und 5,2). An beiden Stellen ist die Erzählung von der Erschaffung von Mann und Frau gepaart mit dem Segen Gottes – »und Gott segnete sie« – ganz ähnlich wie in unserer Geschichte: »Wird unsere Liebe von des Priesters Hand gesegnet. Dann sind wir Mann und Weib ...«

War die Braut in Zeile 1 noch mit den Eigenschaften jung und hübsch näher beschrieben, wird in Zeile 4 nun ein wenig Abwechslung geschaffen: Sie ist die »schöne Braut mit holdem Lächeln«. Da erinnert das Adjektiv »hold« wiederum stark an den Gebrauch der Lutherbibel. Es rückt der sogenannte Hochzeitspsalm (Ps 45) in das Assoziationsfeld. Dort wird zwar ein Mann, sogar ein König angesprochen, aber es scheint bei der Beschreibung der Braut mitzuschwingen: »Du bist der Schönste unter den Menschenkindern, holdselig sind deine Lippen; darum segne dich Gott ewiglich« (Ps 45,3).

Hebels Formulierung »da klopfte er zwar noch einmal an ihrem Fenster« dürfte aus dem Hohen Lied (2,9 und 5,2ff) genommen sein, zumal das hohe Lied auch im weiteren Verlauf der Geschichte sprachbildende Kraft

entfaltet. So beginnt sich im Geliebten des Hohen Liedes, der vor der Hauswand steht und durch Fenster und Gitter hereinschaut, der Bräutigam des Unverhofften Wiedersehens zu spiegeln: »Siehe er steht hinter der Wand, und sieht durch's Fenster, und guckt durch's Gitter.« Ähnlich klingt es auch in der Bibel (Hld 5,2) an »Da ist die Stimme meines Freundes, der anklopft.« Vergleichbar mit dem Geliebten im Hohen Lied, der eben noch angeklopft hat, dann verschwindet und nicht mehr auffindbar ist, so geht auch im Unverhofften Wiedersehen der Bräutigam weiter, nachdem er geklopft hat, verschwindet im Bergwerk und ist nicht mehr zu finden. Liest man das Unverhoffte Wiedersehen vom Gesamtduktus des Hohen Liedes aus, so drängt das Unverhoffte Wiedersehen schon an dieser Stelle, da der Jüngling noch ein letztes Mal am Fenster seiner Braut anklopft, dem Punkt entgegen, an dem die Geliebte nach langem Suchen und Rufen ihren Freund doch endlich wieder findet. Vom Hohen Lied her betrachtet, hat das Unverhoffte Wiedersehen also schon hier einen Verweis, einen Bezug auf des Ende der Geschichte. Man kann darauf hoffen, dass der Wunsch der Braut, ihren Geliebten in ihr Stübchen einzulassen, doch noch in Erfüllung gehen wird.

Gleichzeitig lenkt das Motiv des Anklopfens den Blick auf ein weiteres biblisches Thema. Von nun an beginnt sich im Assoziationsfeld des Lesers ein apokalyptischer Hintergrund allmählich aufzubauen. Das Motiv des Anklopfens ist in der Offenbarung des Johannes (Apk 3,20) Teil der Ankündigung, die endzeitliche Wiederkehr Christi stehe unmittelbar bevor. Christus selbst ist es, der vor der Tür steht und anklopft: »Siehe, ich stehe vor der Tür, und klopfe an.«

Allmählich werden endzeitliche Kulissen auf die Bühne des Unverhofften Wiederse-

hens geschoben. Eine eschatologische Szenarie baut sich auf, die im folgenden schrittweise komplettiert wird. Sie gipfelt schließlich in der Wendung »was die Erde einmal wiedergegeben hat, wird sie zum zweitenmal auch nicht behalten«. Das ist eine Umschreibung der Hoffnung auf die Auferstehung am Ende der Tage, am Ende der Welt.

Vom wieder gefundenen Bräutigam heißt es mehrmals, es schiene als ob er nur schlafe. Diese Deutung des Todes spiegelt die Lazarusgeschichte aus dem Johannes-Evangelium. Vor seinen Jüngern spricht Jesus vom Tode des Lazarus als von einem Schlaf, wenn er sagt: »Lazarus, unser Freund, schläft; aber ich gehe hin, dass ich ihn auferwecke« (Joh 11,11).

Schwarze Bergmannskleidung trägt der Bräutigam auf seinem Weg zur Arbeit. Hebel sagt: er hat sein Totenkleid immer an. Die Braut säumt ihm ein schwarzes Seidentuch mit rotem Garn. Das Schwarz der Kleidung des Bergmannes und des Halstuches symbolisiert den Tod, der rote Rand des Halstuches jedoch die Liebe und das Leben. Der Tod wird von der Liebe umfassen – mitten im Tod sind wir vom Leben umgeben.

Verneinungen prägen nun den Text: »Er wünschte ihr aber keinen guten Abend mehr. Er kam nimmer. Sondern als er nimmer wiederkam, legte sie das Tuch weg. Und weinte um ihn und vergaß ihn nie«. Ein erster Höhepunkt der Geschichte ist erreicht.

Im dritten Abschnitt von dem »Unterdessen« an ändert sich das Verhältnis von Erzählzeit und erzählter Zeit schlagartig. Die Handlung wird radikal beschleunigt. In den genannten Ereignissen überwiegt die Note des Vergänglichen. Es scheint, als ob die Zeit alles mit sich risse. Zum Schluss des dritten Abschnitts werden die Weltereignisse rückgeblendet in das bäuerliche Leben. »Und die

Ackerleute säten und schnitten. Der Müller mahlte ...« Die Weltereignisse erscheinen in einer höheren Dimension überlagert von dem, was in diesen 50 Jahren immer gleich geblieben ist, nämlich Saat und Ernte. Hebel bezieht sich hier wieder zurück auf den Anfang der Bibel, diesmal auf die Sintflutgeschichte. Hier wird nach der Katastrophe zugesagt (Gen 8,22): »Solange die Erde steht soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.«

Bedeutsam ist auch die Auswahl der beiden Datumsangaben St. Johannis und St. Luciä. Das Brautpaar möchte eigentlich an St. Luciä heiraten. Das ist der 14. Dezember. Nach den Bauernregeln ist St. Lucia der klassische Termin für Eheschließungen. Es ist auch eine der längsten Nächte im Jahr, damit recht gut geeignet für eine bevorstehende Hochzeitsnacht. Das Auffinden des Leichnams terminiert Hebel im Widerspruch zu seiner Vorlage auf Johannis. Der Johannistag ist der 24. Juni. Der längste Tag mit der kürzesten Nacht des Jahres. Mit Bedacht von Hebel hierher gesetzt in Erinnerung an Johannes den Täufer. Der hat über Christus gesagt (Joh 3,30): »Er muss wachsen, ich muss abnehmen«. So ist der Johannistag Sinnbild des nicht mehr endenden Licht- und Lebensfestes. Mit Johannis beginnt für die Liebenden im Grunde bereits jener kalenderlose Tag, der in die Ewigkeit mündet. Am Begräbnistag bezieht sich die Braut noch einmal auf diesen Termin. Sie weiß, dass für sie im natürlichen Jahreslauf jetzt wieder lange Herbst- und Winternächte bevorstehen. Aber sie sagt nach der Beerdigung: »Und bald wird's wieder Tag«. Das ist dann der Tag der Neuschöpfung. Die alte Welt wurde an sechs Tagen erschaffen, am siebten ruhte Gott. Dann beginnt eine neue Woche. Sie geht wieder mit dem Tag eins los

und wiederholt die Neuschöpfung. Die Braut gibt ihrer Hoffnung auf den neuen Tag eins, den ersten Tag der neuen Schöpfung mit der Formulierung »acht Tage vor der Hochzeit ist er auf die Grube gegangen« Ausdruck. Denn diese acht Tage sind für die Braut zu langen fünfzig Jahren geworden. Nach diesen fünfzig Jahren erst geht der achte Tag der Hochzeit in Erfüllung. So begleitet die Braut ihren Bräutigam »in ihrem Sonntagsgewand, als wenn es ihr Hochzeitstag und nicht der Tag der Beerdigung wäre«. Damit ist nicht nur der achte Tag, der Hochzeitstag, in Erfüllung gegangen, sondern gleichzeitig ist damit auch auf den achten Tag, d.h. auf den ersten Tag der neuen Schöpfung (7+1) verwiesen. Trotz der Beerdigung beginnt die Hochzeitsfeier, und mit der Beerdigung fängt die neue Schöpfung an.

Gegen Ende der Erzählung tritt noch einmal das Hohe Lied in den Blick des Lesers. So lehrt die »Flamme der jugendlichen Liebe«, die in der Brust der Braut nach fünfzig Jahren noch einmal entflammt, den Wahrheitsgehalt der Höhenliedes zu erkennen. Denn das Unverhoffte Wiedersehen zeigt, dass die Flamme der Liebe nicht weggeschwemmt werden kann, dass sie stärker ist als der Tod: »Lege mich wie ein Siegel auf dein Herz, wie ein Siegel auf deinen Arm. Denn Liebe ist stark wie der Tod und Leidenschaft unwiderstehlich wie das Totenreich. Ihre Glut ist feurig und eine Flamme des Herrn, so dass auch viele Wasser die Liebe nicht auslöschen und Ströme sie nicht ertränken können.« (Hld 8,6f)

So beginnen alle im Unverhofften Wiedersehen vorher gesponnenen Fäden, am Ende der Geschichte zusammenzulaufen, um sich miteinander zu verweben: Einerseits bildet sich in der mit ihrem Sonntagsgewand geschmückten Braut das neue Jerusalem aus

der Apokalypse ab. Das neue Jerusalem wird wie eine geschmückte Braut vom Himmel herabsteigen. (»Und ich, Johannes, sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herabkommen, bereitet wie eine geschmückte Braut für ihren Mann«; (Apk 21, 1) Andererseits wird das endzeitliche Mosaik dadurch komplettiert, dass der Braut die Worte des wiederkehrenden Christus, des Bräutigams der Apokalypse, in den Mund gelegt sind. Die Worte der Braut sind: »Ich habe nur noch wenig zu tun, und komme bald«. Hier wird die abschließende Verheißung des ganzen Bibelbuchs aufgenommen: »Ja, ich komme bald Amen, ja, komm Herr Jesus!« (Apk 22,20) Mit dem letzten Satz des Unverhofften Wiedersehens rundet sich der endzeitliche Blick ab. Die Auferstehung wird in Aussicht gestellt. Dass die Erde den Bräutigam »einmal wieder gegeben hat«, wird als Hinweis dafür verstanden, dass sie ihn »zum zweiten mal auch nicht behalten« wird. Der abschließende Nebensatz »als sie fort ging, und noch einmal umschaute« lässt die Braut auf ihrem Weg in die neue Zeit noch einmal zurückschauen auf die vergangene alte Zeit – mit ihr geht zeichenhaft schon das Kommende, mit ihr zieht die neue Zeit.

Das waren jetzt wahrscheinlich reichlich aufgezeigte Bezüge zur Bibel und zu Johann Peter Hebels Schriftverständnis und seinem Glauben.

Für viele unserer Zeitgenossen hat solch eine durchdringend christliche Deutung ihre Gültigkeit eingebüßt oder wird nur noch abgeschwächt wahrgenommen. Dennoch ist die Erzählung auch heute noch hochgeschätzt. Wie ist das möglich? Es ist vor allem Hebels Erzählkunst zu verdanken, dass die biblische Grundierung nicht abschreckt. Denn sie bleibt im Hintergrund und drängt sich nicht auf. Wir können sie auch als rein

poetische annehmen, ohne den Zwang, uns ihrem Wahrheitsanspruch unterwerfen zu müssen. Aber wo es uns möglich ist, dürfen Hebel-Ton und Bibel-Ton einträchtig zusammenklingen.

Der Philosoph Ernst Bloch hat sich Mitte des letzten Jahrhunderts u. a. mit dem »Prinzip Hoffnung« beschäftigt. Vielleicht hat er doch recht, wenn er Hebels Unverhofftes Wiedersehen für die »die schönste Geschichte von der Welt« hält ...

Verwendete Literatur

Steiger, Johann Anselm: Unverhofftes Wiedersehen mit Johann Peter Hebel, Studien zur poetischen und narrativen Theologie Hebels, Heidelberg 1998

Pietzcker, Carl und Schnitzler, Günter (Hg.): Johann Peter Hebel. Unvergängliches aus dem Wiesental, Freiburg 1996



Anschrift der Autorin:
Ulrike Müller
Heidelberger Str. 1
68723 Schwetzingen



Johann Peter HEBEL am Oberrhein

Literarische Orte

Franz Littmann
Hansgeorg Schmidt-Bergmann



Der Literaturführer zum 250. Geburtstag

Gehen Sie mit diesem literarischen Reiseführer in Johann Peter Hebels Heimat am Oberrhein auf Spurensuche! 29 Orte mit über 70 Sehenswürdigkeiten erzählen vom Leben und Wirken des großen badischen Dichters.

von Franz Littmann,
Hansgeorg Schmidt-Bergmann
144 Seiten, 84 Abbildungen, 1 Karte
€ 14,90
ISBN 978-3-7650-8563-5

www.gbraun-buchverlag.de

G. BRAUN BUCHVERLAG **BB**

